Dr. Christiane Kohler-Weiß:
Frau, wie hältst du`s mit den Kindern?
Die Gretchenfrage in der demografischen Debatte – Predigt in der Leonhardskirche in Stgt. am 20.11.2006 / Predigttext: Gal 5, 1-6
(Predigtreihe: Gotteskünderinnen)

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Gemeinde!
Für meine Aufgabe als „Gotteskünderin“ am heutigen Abend habe ich als Predigttext die Perikope für den diesjährigen Reformationstag ausgesucht, der ja erst wenige Wochen zurückliegt. Dieser ruft Sätze wie Posaunentöne in unsere Welt. Wer da nicht wach bleibt an diesem Abend, dem ist nicht zu helfen:
„*Zur Freiheit hat uns Christus befreit*“ – das ist der erste Posaunenstoß. Und dann geht es weiter mit vier gleichen kraftvollen Tönen: „*So stehet nun fest*.“ Und noch weiter geht’s mit einer eindringlichen flehenden Melodie: „*und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen*.“ Wie meist, wenn es im Neuen Testament leidenschaftlich und hochgestimmt zugeht, ist Paulus der Verfasser dieser Sätze. Den Gemeinden in Galatien ruft er diese Worte zu. (wiederholen!)
Wir werden später noch hören, was der Hintergrund für diese flehentliche Bitte Pauli war, aber zuerst möchte ich mit Ihnen darüber nachdenken, warum es solcher Mahnungen überhaupt bedarf und warum ich sie für das Thema, das mir gestellt wurde, ausgesucht habe. Ist es denn nicht so, dass wir in der Frage der Fortpflanzung alle Freiheiten haben und niemand diese wieder preisgeben möchte? Braucht es denn noch Befreiung in all den Lebenszusammenhängen rund ums Kinderkriegen? Wir sind doch frei: Wir haben sexuelle Freiheit. Jede darf mit jedem, ja sogar jeder mit jedem und jede mit jeder. Und das alles jederzeit, weil wir Verhütungsmittel haben, die die Sexualität vom Zwang zur Reproduktion. Außerdem haben wir eine Vielfalt der Lebensformen und keine engen Rollenerwartungen mehr, die Frauen das Mutterglück aufzwingen – und Männern das Vaterglück. Sogar die Freiheit zum Schwangerschaftsabbruch haben wir und die Freiheit zur künstlichen Befruchtung, wenn sich die Natur querlegt. Wir haben für all das gekämpft als Frauen – vielleicht auch nicht wir, aber die Generation unserer Mütter. Und es hat sich gelohnt. Unsere Natur, die kleinbürgerliche Moral und die alten Rollenklischees engen uns nicht mehr ein. Also, was soll der Aufruf zum Feststehen in der Freiheit, wenn diese gar nicht bedroht ist?
Mit der Freiheit, die man sich im politischen und gesellschaftlichen Leben erkämpfen kann, ist es eine seltsame Sache. Manchmal habe ich den Eindruck, jede Freiheit, die man sich erstreitet, bringt gleichsam auf ihrer Rückseite wieder neue Zwänge mit sich. An einigen Beispielen möchte ich das erläutern.
Z.B. am Thema Schwangerschaftsabbruch. Was haben Frauen nicht gekämpft gegen den gesetzlichen Zwang, ein Kind austragen zu müssen, dessen Mutter sie nicht werden konnten oder wollten. Heute haben wir diese Freiheit. Der Schwangerschaftsabbruch ist in unserer Gesellschaft kein

Thema mehr. Außer ein paar Lebensschützergruppen regt sich kaum noch jemand über die 130.000 Schwangerschaftsabbrüche jährlich in unserem Lande auf. Ganz im Gegenteil. Der Schwangerschaftsabbruch erscheint mehr und mehr als eine rationale Antwort auf die Anpassungsanforderungen unserer Gesellschaft. Für das Leben moderner Frauen sind eine gute Ausbildung und anspruchsvolle Berufe eine Selbstverständlichkeit. Da haben Kinder keinen Platz und müssen warten. Wir Frauen sehen uns heute mit der allgemeinen Erwartung konfrontiert, unsere Kinder in die berufliche Lebensplanung optimal einzupassen und, wenn doch einmal eine Schwangerschaft dazwischenkommt, den Schwangerschaftskonflikt individuell und möglichst geräuschlos zu lösen. Für die betroffenen Frauen ist und bleibt der Schwangerschaftsabbruch zwar ein körperlich und seelisch belastendes Ereignis. Manchmal auch für ihre Partner. Aber das will heute niemand mehr hören. Je normaler der Schwangerschaftsabbruch wird, desto weniger Unterstützung erfahren Frauen sowohl in ihrer Entscheidung für ein Kind unter ungünstigen Lebensumständen als auch bei ihrer Verarbeitung eines Schwangerschaftsabbruchs. Egal wie sie sich entscheiden – sie sind selbst schuld. Sie hatten ja die freie Wahl! Die Zwänge des Strafrechts sind weg, aber dadurch werden die Zwänge unseres Erwerbslebens umso spürbarer.

Ein anderes, ganz ähnlich gelagertes Beispiel: Als die Generation unserer Mütter schwanger wurde, hatten sie keine Möglichkeit zu erfahren, ob das Kind in ihrem Leib gesund ist oder nicht. Wenn dann ein behindertes Kind zur Welt kam, war das oft ein Schock für alle Beteiligten. Heute haben wir durch die Fortschritte in der Pränatalmedizin die Möglichkeit, Aussagen über den Gesundheitszustand eines entstehenden Kindes zu machen. Viele Frauen begrüssen diese Entwicklung als eine Wissenserweiterung und einen Zugewinn an Entscheidungsfreiheit. Sie nehmen die Möglichkeit pränataler diagnostischer Methoden gerne und aktiv wahr. Auf der anderen Seite empfinden aber immer mehr Frauen die enge Verzahnung von Schwangerenvorsorge und pränataler Diagnostik als einen Teufelskreislauf. Aus der Möglichkeit, das eigene Wissen zu erweitern, ist ein Druck geworden, der auf Gynäkologinnen und schwangeren Paaren gleichermaßen lastet. Plötzlich steht die Vision im Raum, das Leid, das durch Behinderungen entsteht, verringern – oder vielleicht sogar ganz vermeiden zu können. Warum soll ein behindertes Kind geboren werden, wenn doch vielleicht später ein gesundes nachkommen könnte? Die Plausibilität solcher Fragen setzt werdende Eltern immer mehr unter Druck. Unser Begriff elterlicher und auch ärztlicher Verantwortung hat sich durch die Möglichkeiten der PND, die zunächst Freiräume zu eröffnen schienen, ziemlich verändert. Ursprünglich ging das Konzept elterlicher Verantwortung mit der Verpflichtung einher, Kinder so anzunehmen, wie sie sind, und sie auf dieser Basis zu fördern. Heute haben schwangere Frauen immer stärker das Gefühl, dafür verantwortlich zu sein, dass sie eben die Solidargemeinschaft nicht durch ein behindertes Kind belasten, und Ärztinnen stehen unter dem Druck, ja nichts zu übersehen, was ihre Patientinnen vielleicht hätte zu einem Schwangerschaftsabbruch veranlassen könnte.

Und noch ein letztes Beispiel. Es gab eine Zeit, da herrschte überall in Deutschland, nicht nur auf dem Land sondern auch in den Großstädten, der gesellschaftliche Zwang zur bürgerlichen Kleinfamilie. Vater, Mutter, Kinder – nicht zu wenige, aber vor allem nicht zu viele, am besten ein Pärchen – das war die Keimzelle unser Gesellschaft, und sie beherrschte unsere Vorstellungen vom Leben bis in die Kinderspiele hinein: „Mutterles und Vaterles“ hieß das Spiel, das wir als Kinder mit Hingabe spielten. Heute wissen wir, wieviel Verlogenheit und Zwänge in diesem patriarchalen Familienmodell steckten, das auf den Schultern der Hausfrauen und Mütter ruhte. Dass diese am Ausklingen sind, ist ein Segen: heute gibt es eine Vielfalt von Lebensformen: leiblich zusammengehörende Familien, Alleinerziehende mit Kindern, homosexuelle Paare, Patchworkfamilien aller Art, Wohngemeinschaften, Nesthocker-Familien – und vor allem Singles. Ziemlich viele gibt es von ihnen, und unsere Gesellschaft hat enorm von ihrem Arbeitseinsatz, ihrer Flexibilität und ihrer Mobilität profitiert. Erst seit einiger Zeit sind sie plötzlich nicht mehr recht. Die demografische Debatte macht Kinderlose zu Egoisten, zu Menschen, die sich der Zukunft verweigern und zum Problemfaktor für unsere alternde Gesellschaft. Dabei ist die persönliche Lebensgeschichte dieser Menschen vollkommen unwichtig. Ob das Single-Dasein frei gewählt wurde oder ob es sich einfach so ergeben hat, ob Enttäuschungen hinter einem Menschen liegen oder die Leidenschaft für eine bestimmte Aufgabe, das möchte niemand so genau wissen. In der Perspektive der Demographen die den politischen Diskurs seit einiger Zeit prägt, sind Singles eben Totalausfälle.

Egal wie wir es machen – recht ist es nie. Wenn wir zu viele Kinder haben, können wir sie nicht optimal fördern, wenn wir zu wenige haben, werden sie verwöhnt, und wenn wir gar keine haben, sind wir Schmarotzer an der Zukunft.
Vielleicht hören wir jetzt noch einmal auf die Worte des Predigttextes: „*Zur Freiheit hat uns Christus befreit. So stehet nun fest und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen*.“

Wir verlassen jetzt die Probleme unserer Zeit und wenden uns Paulus und den Problemen seiner Zeit zu. In der Gemeinden in Galatien, an die Paulus diesen Aufruf zur Freiheit zunächst richtete, ging es konkret um die Frage, ob ein Mann, bevor er Christ wird, Jude werden müsse, das heißt sich beschneiden lassen müsse. Obwohl in einem Apostelkonzil im Jahr 48 schon festgelegt wurde, dass Heiden freien Zugang zum Christentum haben, wurde diese Freiheit bei den Galatern wieder in Frage gestellt. Die Christen, die früher Juden waren, meinten, das Christentum sei eine Weiterentwicklung des Judentums und deshalb müsse man zuerst Jude werden. Aber auch viele Griechen oder wie sie in der Fachsprache genannt werden „Heiden“, wollten, sei es aus Anpassung, sei es aus Verehrung des Juden Jesus erst beschnitten werden, bevor sie sich taufen ließen.
Die Meinung des Paulus in dieser Streitfrage ist ganz eindeutig und sehr hart. Er sieht hier ein klares Entweder-Oder. Entweder ihr lasst euch beschneiden und werdet Jude. Dann aber müsst ihr diesen Heilsweg ernst nehmen und ihr seid verpflichtet, das ganze Gesetz Mose einzuhalten von den Bekleidungsvorschriften bis zum Liebesgebot – und mit der

Freiheit in Christus hat das nichts zu tun. Für das Christwerden und Christsein ist es vollkommen egal, ob einer beschnitten ist oder nicht, denn der Beschnittene hat keinerlei Vorteil vor dem anderen. Christsein bedeutet anzuerkennen, dass wir selbst durch gar keine fromme Handlung Gott gefällig werden können, sondern er uns gerecht macht. Bei Paulus klingt das in der Übersetzung von Martin Luther so: *Siehe, ich, Paulus, sage euch: Wenn ihr euch beschneiden lasset, so wird euch Christus nichts nützen. Ich bezeuge abermals einem jeden, der sich beschneiden lässt, dass er das ganze Gesetz zu tun schuldig ist. Ihr habt Christus verloren, wenn ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid aus der Gnade gefallen. Denn wir warten im Geist durch den Glauben auf die Gerechtigkeit, auf die man hoffen muss. Denn in Christus Jesus gilt weder Beschneidung noch Unbeschnittensein etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.*

Man kann und muss sich heute fragen, ob Paulus mit diesem scharfen Entweder-Oder den Anliegen des Judentums wirklich gerecht wurde. Wahrscheinlich nicht. Aber ein Aspekt seiner Argumentation hat bis heute Bestand. Paulus lenkt unseren Blick darauf, dass jeder Weg, auf den wir uns begeben, seine eigene Logik hat. Und wenn wir einen Schritt in eine bestimmte Richtung gehen, dann folgt daraus ein zweiter und ein dritter – und irgendwann sind wir mitten auf einem Weg, den wir vielleicht gar nicht einschlagen wollten. Deshalb insistiert Paulus gegenüber den Galatern so auf der Freiheit in Jesus Christus und sagt: ihr meint vielleicht, ihr seid auf dem sicheren Weg, wenn ihr euch die Segnungen des Abrahambundes durch die Beschneidung aneignet, aber der Weg der Freiheit in Christus folgt einer solchen Logik nicht! Ihr könnt nichts tun, um vor Gott gut dazustehen, außer Euch die Liebe Gottes gefallen lassen. Euch die Liebe Gottes gefallen lassen – das heißt Glauben. Und nichts anderes! Alles, was ihr tun könnt, ist diesen Glauben annehmen und schauen, wie er die Liebe in eurem Herzen wachsen lässt und ihr mehr und mehr auf den Wegen der Liebe geht.

In Christus Jesus gilt weder Beschneidung noch Unbeschnittensein etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.

So, liebe Schwestern und Brüder, muss der Ton sein, in dem wir über die Gretchenfrage des heutigen Abends „Frau, wie hältst du`s mit den Kindern?“ sprechen, jedenfalls wenn es eine im evangelischen Geist der Freiheit geführte Debatte sein soll. *In Christus gilt weder Mutter noch Kinderlose etwas, weder Ehemann noch Single, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.* Für das Christwerden und Christsein ist es vollkommen egal, ob einer Kinder hat oder nicht, denn Eltern und Kinderlose haben keinerlei Vorteil voreinander. Christsein bedeutet anzuerkennen, dass wir selbst durch gar keine fromme Handlung Gott gefällig werden können – nicht einmal durch unsere wohlgeratenen, gut ausgebildeten und später staatstragenden Kinder.

Vielleicht fragen Sie sich, liebe Gemeinde, warum ich diesen Punkt so betone. Und vielleicht widersprechen Sie innerlich sogar und sagen: Das behauptet doch gar niemand mehr, dass man durchs Kinderkriegen selig wird. (Es ist gut, wenn Sie innerlich widersprechen und einer Protestantin

durchaus würdig. Aber ich gebe nicht so schnell auf, und versuche Sie weiter zu überzeugen.)

Nein, das behauptet niemand – aber nur deshalb, weil der Begriff der Seligkeit in unseren säkularen Debatten gar keine Rolle mehr spielt. Was in der demografischen Debatte aber schon durchklingt, ist, dass Familienmütter und –väter eben die besseren Menschen sind – die sozialeren auf jeden Fall. Und dass mit Singles irgendetwas nicht stimmt – sonst hätten Sie ja jemanden an ihrer Seite. Und dass die Frau, die erst promovieren wollte, jetzt nicht jammern muss, wenn es mit den Kindern nicht mehr klappt – sie hätte es ja anders herum machen können. Und dass die Heldinnen unserer Zeit neben ihrem Beruf mindestens vier Kinder haben – alle gesund und gebildet versteht sich.

Der Glaube aber, liebe Gemeinde, der in der Liebe tätig ist, ist in jeder Lebensform lebbar! Ganz sicher in Familien mit Kindern, aber eben auch in einer guten Freundschaft. Ganz sicher im Miteinander verschiedener Generationen, aber eben auch in einer Firma. Ganz sicher in der Hingabe an geliebte Menschen, aber eben auch in der Hingabe an einen Beruf oder die Kunst oder eine soziale oder ökologische Aufgabe.

Wir müssen die Herausforderungen der Zukunft gemeinsam ansehen, gemeinsam anpacken und gemeinsam lösen – ohne Schuldzuweisungen an irgendeine Personengruppe. Natürlich müssen dabei auch die Ursachen für die relativ geringe Zahl von Kindern, die in unserem Land geboren werden, analysiert werden. Aber auf den Geist, in dem diese Debatte geführt wird, kommt es entscheidend an. Ist es ein Geist der Panikmache oder ist es ein Geist der Hoffnung für unser Land? Ist es ein Geist der Schuldzuweisung oder ist es ein Geist der Einladung zum Mitmachen?

Die derzeitige Debatte um die fehlenden deutschen Kinder inspiriert niemanden zum Mitmachen. Wer möchte seinem Kind schon zumuten, dass es später einmal wird 10 Greise durchfüttern müssen? Die statistischen Hochrechnungen über Jahrzehnte hinweg können uns vielleicht den Ernst der Lage bewusst machen, aber sie müssen so nicht eintreten, denn sie machen Aussagen über das Reproduktionsverhalten einer Generation, die noch nicht einmal geboren ist.

Konrad Adenauer, den ich sonst eher selten zitiere, soll einmal gesagt haben: „Kinder kriegen die Leute von alleine.“ Da hatte er Recht, denn Kinder werden aus Lust und Liebe geboren – und Lust und Liebe wird es immer geben. Die Politik kann diese Lust an Kindern nur erschweren oder erleichtern. Und da wurde in letzter Zeit viel getan. Die politischen Anstrengungen zum Ausbau der Ganztagesbetreuung von Kindern z.B. kann ich nur begrüssen. Ganz egal aus welchem Grund sie unternommen wurden und werden, sie erleichtern die Lust auf Kinder – für Frauen und Männer. Dass das noch nicht reicht, ich denke, darüber können wir schnell Einigkeit erzielen. Nachher werden ja noch Fachfrauen aus dem Bereich der Familienpolitik und Familienbildung zu Wort kommen. Deshalb möchte ich nur drei kurze Gedanken dazu äußern, in welche Richtung ich mir die weitere Entwicklung vorstelle. Wir müssen schon einiges tun, aber es muss immer einladend bleiben. Wir könnten zum Beispiel über unser gegenwärtiges Leitbild für junge Frauen nachdenken, das nach dem Motto funktioniert „zuerst die Ausbildung und dann die Kinder“. Diese Form der

Lebensplanung war in der Zeit wichtig, in der sich die Berufstätigkeit von Frauen als Lebensentwurf erst etablieren musste. Aber jetzt ist es Zeit, Ausbildungsmodelle für Frauen und Männer mit Kindern zu entwickeln, damit Kinder nicht immer wieder auf später verschoben werden, sondern die Lust auf Kinder rechtzeitig Raum bekommt. Wir könnten (zweitens) einmal darauf achten, wie wir von Kindern reden. Wenn Kinder nur als Armutsrisiko, Karrierehindernis und gefrässige Zeitfresserchen in den Blick kommen, hemmt das die Lust an Kindern. Wo sind die Erwachsenen, die realistisch und liebevoll von ihrem Leben mit Kindern erzählen? Wo kommt das Leben mit Kindern ohne den Hochglanz der Werbeprospekte und ohne den Grauschleier der negativen Schlagzeilen zur Sprache? Natürlich sind Kinder Zeit- und Geldfresserchen, aber das Leben wird auch lustiger mit ihnen. Drittens könnten wir überlegen, wie kinderlose Menschen in intensiveren Kontakt mit Kindern kommen können, wenn sie das wollen. Davon würden alle profitieren: die Eltern, die kinderlosen Erwachsenen und die Kinder! Ich träume von Kirchengemeinden, in denen Kinder nicht nur das Privatvergnügen ihrer Eltern sind, sondern der Schatz der ganzen Gemeinde. (Natürlich träume ich auch von solchen Kommunen, aber vielleicht fangen wir einmal bei den Kirchengemeinden an.)

Das Wichtigste für unsere Zukunft ist aber der Glaube. Sich die Liebe Gottes gefallen lassen – das heißt glauben. Und zu dieser Liebe gehören die Verheißungen Gottes für die Zukunft. Gott selbst hält seiner Welt die Zukunft offen. Wir gehen nicht finsteren Zeiten und dem Untergang unserer Nation entgegen, sondern einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Jetzt, am Ende des Kirchenjahres denken wir in unseren Gottesdiensten über die Verheißungen Gottes für unsere Zukunft nach. Wir alle brauchen diese Hoffnungsbilder, den die Zwangsmechanismen unserer Welt – Finanznot, negative Schlagzeilen und düstere Zukunftsaussichten – wollen uns immer wieder in ihren Bann ziehen und uns die Hoffnung rauben. Aber wir sind nicht dazu bestimmt, uns von der Angst bannen zu lassen: „*Zur Freiheit hat uns Christus befreit. So stehet nun fest und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen*.“

Solche Freiheit entsteht, wenn wir uns die Liebe Gottes gefallen lassen. Diese schlägt Wurzeln in unserem Herzen und wächst als *Glaube, der durch die Liebe tätig ist.* Der Glaube an Jesus Christus legt nicht die Hände in den Schoß, um das Ende der Welt abzuwarten, sondern er verwandelt die Welt, indem er in der Liebe tätig ist. Niemand hat das schöner ausgedrückt als Kurt Marti in seinem Gedicht *„Der Himmel, der ist, ist nicht der Himmel, der kommt“*. Dort heißt es in den letzten beiden Strophen:

Der Himmel, der kommt, das ist die fröhliche Stadt /
und der Gott mit dem Antlitz des Menschen.
Der Himmel, der kommt, grüßt schon die Erde, die ist, /
wenn die Liebe das Leben verändert.
Amen.